

Der Aberglaube blüht

Autor(en): **Gyssling, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Freidenker [1956-2007]**

Band (Jahr): **48 (1965)**

Heft 9

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-411325>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Plätze und Menschenmassen; gleichgültig ziehen die grauen Wolken über dem sonderbaren Treiben der sonderbaren Menschen dahin.

IV. Nun ist die Strassenbahn überfüllt mit Zeugen Jehovas, und alle sind sie noch innerlich erregt und bewegt von den Erlebnissen des Riesenkongresses, von ihren eigenen Fragen und Problemen und lassen mich hübsch ruhig in einer Ecke des Wagens über all das Gesehene und Gehörte nachdenken:

1. Ja, es sind sonderbare Lehren, die da mit dem Anspruch auf letztmögliche Wahrheit verkündet werden. Und sonderbar sind die Menschen, die da in diesen Lehren nicht nur höchstmögliche Wahrheit, sondern auch ihr Heil und ihre Errettung aus der Endschlacht von Harmagedon sehen. Da der moderne Diesseitsmensch weder einem Gott noch einem Himmel reales Dasein zuerkennt, gibt es für ihn auch kein Harmagedon noch auch nur die geringste Angst vor dieser Endschlacht. Das sind in unseren Augen reine Phantasien und Illusionen. Aber gerade in diesem Seinsvakuum bauen diese Leute ihre streng gebundene Organisation auf; genau in diesem Vakuum errichten sie ihr Glaubensgebäude und erfüllen sie ihre schweren Pflichten. Es sind Menschen, die nicht selbst denken, prüfen und erkennen wollen, das alles vielleicht auch nicht können. Sie wollen geführt sein, wollen den eisernen Griff der Organisation an ihrem Handgelenk, in ihrem Genick spüren — dann erst ist ihnen wohl! Und die Organisation sorgt mit rührendem Eifer dafür, dass dieser eiserne Griff sich nicht lockere.

2. Ein Egoismus, ein überstarker Lebenswille weit über das natürliche Lebensende hinaus ist hier wie auch im kirchlichen Christentum wirksam; wollen die Landeskirchen vor der Verwerfung im jüngsten Gericht, vor den Qualen des Fegfeuers oder der Hölle bewahren, so wird hier der Zeuge Jehovas vor der unbarmherzigen Vernichtung in der Endschlacht gerettet. Die Einsicht in diesen egoistischen Hintergrund und Untergrund lässt manches, was ich heute gesehen und gehört habe, psychologisch und menschlich besser verstehen.

3. Bis heute haben die grossen christlichen Landeskirchen sich in eine Auseinandersetzung oder gar in einen Kampf mit diesen protestantischen «Jesuiten» noch nicht eingelassen. Der konfessionell neutrale Staat lässt sie gewähren, solange sie sich an die staatlichen Gesetze halten. Trotzdem sind auch dieser Organisation Widerspruch, Kampf und Angriff nicht erspart geblieben. Es gibt auch hier bereits «Ex-Jesuiten», also «Ex-Zeugen», die nach ihrem Austritt aus der Schule plaudern

und zu schweren Angriffen übergehen. Im Vorbeigehen nur erinnern wir rasch an die beiden Schriften: W. J. Schnell: «Falsche Zeugen stehen wider mich. 30 Jahre Sklave des Wachtturns», und H. J. Twisselmann: «Vom Zeugen Jehovas zum Zeugen Jesu Christi».

Da draussen in St. Jakob war natürlich von diesem Widerspruch nichts zu sehen und nichts zu hören.

4. Mögen alle guten Kultur- und Menschenmächte uns vor dem Schicksal bewahren, dass diese Sekte obenaus schwingt! Käme sie einst zum Siege auch über den Staat, sie würde die harte Knochenhand ihrer Organisation auf alles geistige und kulturelle Leben legen und es grausam vernichten. Toleranz und Gleichberechtigung und andere gute Errungenschaften der letzten Jahrhunderte sind ihr völlig unbekannte Begriffe. Alle Schrecken der mittelalterlichen Inquisition würden wieder über uns hereinbrechen.

Ein Glück nur, dass die im Tram mitfahrenden Zeugen und Kongressteilnehmer keine Ahnung haben von den rebellischen Ideen, denen ich mich da in meiner Ecke hingebe. Omikron

Der Aberglauben blüht

Das deutsche Nachrichtenmagazin der «Spiegel» (Nr. 32 vom 4. 8. 65) berichtet über den italienischen «Wunder»-Mönch Padre Pio von San Giovanni Rotondo in Apulien. Er ist angeblich stigmatisiert mit den fünf Wunden, die dem Begründer der christlichen Religion nachgesagt werden, sieht die Zukunft voraus, heilt Kranke und rettet vom Tod bedrohte. Jetzt aber scheint der 78jährige Padre Pio selbst vom Tod bedroht, er ist an einer in seinem Alter gefährlichen Bronchitis erkrankt und San Giovanni Rotondo zittert um seine beste Einnahmequelle. Denn seit den zwanziger Jahren ist es dank dem Zustrom der Abergläubischen vom Dorf zu einer Kleinstadt von über 20 000 Einwohnern mit 28 Hotels, vielen Restaurants, Geschäften etc. geworden. Der Kapuzinerorden selbst und der Vatikan waren aber von dem Wundermönch gar nicht entzückt, er wurde viele Jahre in Klosterarrest gehalten, durfte keine Messen öffentlich lesen. Den Gläubigen der katholischen Kirche wurde durch das sogenannte Heilige Offizium von Kontakten mit Padre Pio abgeraten. Trotzdem hielten der Strom der Pilger und bis in die Millionen gehenden Spenden und die touristische Sondersaison von San Giovanni Rotondo an.

Spuk im Hinterhof

von Oskar Maria Graf

Man erzählte sich Spukgeschichten, aber alle wussten nur irgendwelche Beispiele aus der Literatur, und zum Schluss kam immer ein unergiebiges Hin- und Hergerede darüber auf, ob unbegreifbar Spukhaftes auch in unseren heutigen Zeiten noch möglich sei.

«Doch, doch!» rief der Antiquar Roesling: «Und ich bürgе dafür, dass es wahr ist, wenn ich an den Schrecken denke, den ich dabei gehabt habe.» Um seine Mundwinkel war ein winziges Zucken, seine kleinen Kugelaugen bekamen einen belebten Glanz, und ohne langes Besinnen fing er zu erzählen an:

«Ihr wisst doch noch, dass ich vor fünf Jahren, bevor ich meine jetzige Wohnung erwischte habe, in einem uralten Atelierhaus in der Holbeinstrasse hauste. Es stand ganz versteckt im dritten Hinterhof. Im Parterre und im ersten Stock waren je drei Ateliers, gleich darüber war der Speicher. Die Maler und Bildhauer arbeiteten nur untertags in diesen Ateliers, ich allein bewohnte eins mit meinen vielen Büchern. Im Durchgangshaus davor war eine Mechaniker-

werkstatt, und allerhand verrostetes Gerümpel lag im Hof. Rechts und links waren vielstöckige Wohnhäuser, und weil in einem davon ein Kino war, gab es da nur eine leere, fensterlose, ungefähr zwei Stockwerk hohe Mauer, die das Viereck abschloss. So eine Stille und Ruhe in der Nacht erleb' ich wahrscheinlich nie wieder. Bloss bis nach Mitternacht waren die Strassenbahnen ganz fern zu hören und hin und wieder ein Auto hupen, später war's sostumm und still, als wär' ich ausserhalb aller Welt.

Da hockte ich also einmal in einer dunklen, feuchtwarmen, recht windigen Nacht in meinem alten Ledersessel und las irgendein Buch, ich glaub', es war 'Pater Sergius', die seltsame, leider unvollendete Geschichte vom Zaren Alexander III., der plötzlich verschwindet und ein heiliges Einsiedlerleben führt, die man in Tolstois Nachlass gefunden hat. Ich war ganz vertieft in die Spannung dieser glänzend fabulierten, kraftvollen Schilderung und hielt nur ab und zu ein, um einen Schluck Tee zu nehmen und mir eine neue Zigarette anzuzünden. Dann hörte ich draussen vor dem offenen, kleinen Fenster im grossen Atelierfenster den zunehmenden, kühlen Wind und sah manchmal in den dahintreibenden Wolken am Himmel den Mond, der aber sehr rasch wieder verschwand. Die Stehlampe neben meinem Stuhl gab nur Licht für mich, alles andere im umfänglichen Atelier war dunkel.

Bei so einem Einhalten hörte ich auf einmal ein sehr verdächtiges, ratterndes Geräusch vor dem offenen Fenster, das sich ein

Nach zehnjährigem Kampf (1923—33) kapitulierte schliesslich der Vatikan, das Heilige Offizium hob — zum ersten Mal in seiner Geschichte — das Dekret gegen Padre Pio auf, und nach dem Krieg in den fünfziger Jahren erreichte der Pilgerummel einen Gipfelpunkt. 1957 befreite Papst Pius XII. den Wundermönch vom Armutsgelübde, er wurde so Besitzer aller mit Spendengeldern erstellten Einrichtungen und konnte über weitere Spenden frei verfügen. Das erregte den Neid der Oberen des Kapuziner-Ordens. In christlicher ordensbrüderlicher Liebe installierten sie Mikrophone in Padre Pios Beichtstuhl und sandten 32 Tonbänder mit Aussprüchen des Wundermönches an den Vatikan.

Dort war inzwischen Johannes XXIII. eingezogen, der darauf einen Mann der Kurie als Inquisitor nach San Giovanni Rotondo sandte. Dieser stellte recht erbauliche Dinge fest, unter anderem, dass dort Stofflappen auf der Strasse verkauft wurden, die angeblich auf den blutenden Wunden des Mönches gelegen hatten, in Wirklichkeit aber mit Hühnerblut getränkt waren. Padre Pio wurde darauf erneut in seiner Zelle inhaftiert, die Verwaltung der Spenden, bei der Unregelmässigkeiten festgestellt worden waren, übernahm eine Kommission des Vatikans.

Die Einwohner von San Giovanni Rotondo und Pios Anhänger in der ganzen Welt antworteten mit stürmischen Protestaktionen. In Genf bildete sich ein internationaler Verein zur Verteidigung Pios, der bald 23 000 zahlende Mitglieder aufwies. Auch hohe Kirchenfürsten stellten sich an die Seite Pios, so der Kardinalerzbischof Montini von Mailand. Als dieser Papst wurde — es ist der amtierende Papst Paul VI. —, hob er die Verfügung seines Vorgängers auf, Pio wurde wieder frei, und die an seiner neuerlichen Verbannung vornehmlich beteiligten Kleriker erhielten harte Kirchenstrafen. Nur — die Verwaltung des Spendenkontos blieb in den Händen der vatikanischen Kommission, eine wahrhaft salomonische Entscheidung Pauls VI., dessen nachhaltiges Eintreten für den plumpen Aberglauben des Wundermönchs auch viele Katholiken überrascht und wenig zu der Gloriole der Aufgeschlossenheit passt, mit der er sonst zuweilen umgeben wird. Die Anhänger Pios wollen nun vor der UNO gegen den Vatikan wegen des Spendenkontos prozessieren!

Und all das geschah und geschieht in unserm erleuchteten 20. Jahrhundert.

Walter Gyssling

paar Mal unregelmässig wiederholte. Ich nahm die Taschenlampe vom Schreibtisch, knipste sie an, ging ans offene Fenster, beugte mich hinaus und leuchtete den verlassenen Hof ab. Plötzlich flog etwas ganz grosses Schwarzes kaum meterhoch über mich weg in die Nachtluft, und ich schrak leicht zusammen. Es flog, gab einen seltsam schwirrenden Flatterlaut von sich, und — sss-rrr-sss-rrr — war es verschwunden. Ich sah und hörte nichts mehr.

In meiner Bestürzung wusste ich mir nicht gleich zu helfen, und, abergläubisch — Ihr wisst's ja — wie ich bin, dachte ich sofort an irgendein böses Vorzeichen. Vielleicht stiess mir morgen oder in der nächsten Zeit ein Unglück zu. Immerhin, ich fasste mich endlich, leuchtete den ganzen Hof mit der Taschenlampe noch einmal ab, leuchtete besonders lange in die vermutliche Richtung, in die das unheimliche schwarze Ding geflogen war, aber vergeblich. Ich hörte nur noch einmal ein schwaches Rattern. Es war fast so, als sei jemand an der Hausmauer emporgestiegen und abgerutscht. —

Ich besann mich kurz, dachte eindringlich hin und her, musterte noch und noch einmal die stockstumpen Hausmauern rundum, suchte die erloschenen Fenster ab, schaute zum wolkgem Himmel hinauf — nichts, nichts, gar nichts.

„Was kann denn das um Gottes willen gewesen sein?“ überlegte ich: „Ein Einbrecher? ... Aber der fliegt doch nicht durch die Luft? ... Vielleicht eine Katze? Unsinn, die kann doch auch nicht fliegen! ... Ein Vogel?“ Aber das, was über mich weggeflogen war,

Christentum — eine barbarische Religion

Ein paradox erscheinendes, hartes, trotz der gegenwärtigen Reformbestrebungen aber gerechtes Urteil. Das in unzählige Richtungen und Sekten gespaltene Christentum behauptet, von Gott bzw. dessen Sohn gestiftet worden zu sein und nur das Gute zu wollen; sein Hauptziel sei die Nächstenliebe. In den folgenden Zeilen wollen wir einmal die negativen Seiten dieser Lehre untersuchen, wie in der Vergangenheit diesem Ziel gedient wurde.

So wie jeder Verein sich ein Symbol wählt, welches durch ein Zeichen, eine bildliche Darstellung Wesen, Sinn und Zweck der Vereinigung ausdrücken soll, so hat das Christentum den gekreuzigten Gottessohn als Zeichen seines Wesens sich erwählt. Die grösste Qual eines Menschen, am Kreuz sterben zu müssen, seine tiefste Erniedrigung, soll dem Gläubigen immer wieder als Sühneopfer, wegen des verbotenen Apfels, der Erbsünde im Paradies, vor Augen geführt werden.

Dem Urmenschen, dem die Erscheinungen und die Katastrophen der Natur, wie Blitz und Donner, Erdbeben, Ueberschwemmungen, Krankheiten und dergleichen unerklärliche Rätsel waren, ihm erschien die Welt voller Wunder, voll Dämonen und Schrecken, gegen welche er sich nicht anders schützen zu können glaubte als durch aussergewöhnliche, oft ungeheuerliche Opfergaben, Tier- oder Menschenopfer sollten den Zorn der Götter besänftigen. Im alten Aegypten, Babylon, bei den Azteken waren Menschenopfer ein Bestandteil ihres Gottesdienstes. Auch die Juden kannten Menschenopfer, siehe 1. Mose, Kap. 22, 2-13. Auf Befehl Gottes wollte Abraham seinen einzigen Sohn Isaak opfern; als dieser bereits auf den Opferaltar gebunden und Abraham ihn mit einem Messer schlachten wollte, erschien ein Engel, der ihn daran hinderte.

Im allgemeinen kannten die Juden nur Tieropfer. Erst die Christen glaubten zu den Menschenopfern wieder zurückkehren zu müssen. Sie feiern dies heute noch symbolisch in ihrer hl. Messe. Nur ein grosses furchtbares Sühneopfer, ja es musste ein Sohn Gottes sein, der zu diesem Zwecke Mensch wird und freiwillig einen grauenhaften Tod erleidet, könne den Vater wegen des Apfels wieder aussöhnen. Darum lässt sich Jesus Christus von der menschlichen Kanaille ohne Widerstand verhöhnern, foltern und ans Kreuz schlagen. Da er als Gott dies hätte verhindern können, hat er damit das Tun der Menschen als rechtens anerkannt und die Bestialitäten der Menschen als

war doch, soviel ich erhaschen konnte, viel, viel grösser als etwa ein Adler! —

Ich fand durchaus nichts Einleuchtendes und wurde auf einmal, trotz des Gruselns, ärgerlich über mich selber.

„Unsinn! Dummes Zeug! ... Du bist überreizt! ... Alles Einbildung!“ schimpfte ich stumm in mich hinein. Aber auch dieses gewaltsame Ausreden half nicht viel. Unleugbar hatte ich doch etwas gesehen und gehört. Was war das bloss? Mir lief's kalt über den Rücken hinunter, und, obgleich es sehr feuchtwarm war, schloss ich das Fenster. Seltsam aufgeregt ging ich hin und her im schwach beleuchteten Atelier, und alle Lust, Tolstois Geschichte weiterzulesen, war mir vergällt. Ich weiss nicht, war es Angst, Furcht oder eine jäh aufsteigende Feigheit. Ich redete mir allerhand plausible Erklärungen ein und brachte die Empfindung vor etwas nicht Geheurem nicht mehr los. Schliesslich riss ich mich zusammen und sagte jetzt wirklich laut vor mich hin: „Im übrigen, was geht das mich an? ... Soll da draussen schon passieren, was passieren mag! ... Nichts, nichts, nichts geht mich das an, ganz und gar nichts, basta!“

Um von allem loszukommen, knipste ich das Deckenlicht an, rückte die Stehlampe an den Schreibtisch und fing an, haufenweise unerledigte Briefe zu schreiben. Ich verbiss mich geradezu ins Schreiben, tippte und tippte und wurde nach und nach wirklich ruhiger. Im Atelier war die Schwüle recht widerlich geworden, ich